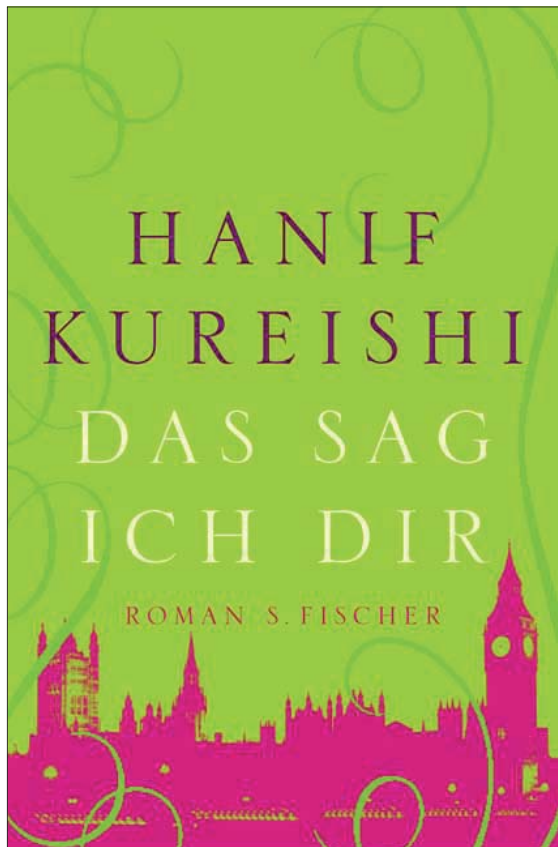


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Hanif Kureishi

Das sag ich dir

Roman



Preis € (D) 19,90 SFR 35,40 (UVP)

512 Seiten, gebunden

ISBN 978-3-10-042031-2

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

EINS

Meine Währung sind die Geheimnisse: Ich lebe davon, mit ihnen zu handeln. Die Geheimnisse des Begehrens und die Geheimnisse dessen, was die Menschen wirklich wollen und wovor sie sich am meisten fürchten. Die geheimen Gründe dafür, warum Liebe schwierig ist, Sex heikel, das Leben eine Qual und der Tod so nah und so fern zugleich. Wie kommt es, dass Lust und Strafe so eng miteinander verwandt sind? Wie sieht die Sprache unserer Körper aus? Weshalb machen wir uns krank? Wieso will man scheitern? Warum ist Freude so unerträglich?

Eben hat eine Frau mein Behandlungszimmer verlassen. In zwanzig Minuten kommt die nächste. Ich ordne die Kissen auf der Analysecouch und entspanne mich in meinem Sessel bei einer anderen Art des Schweigens, trinke Tee, denke über Bilder, Sätze und Worte des letzten Gesprächs nach, aber auch über die Sprünge und Brüche.

Wie so oft in diesen Tagen beginne ich, mir Gedanken über meine Arbeit zu machen, über die Probleme, mit denen ich mich herumschlage, und wie es dazu kam, dass ausgerechnet dieser Job mein Broterwerb wurde, meine Berufung, meine Freude. Noch verwirrender ist der Gedanke, dass diese Arbeit erstens mit einem Mord ihren Anfang nahm – heute ist sein Jahrestag – und zweitens damit, dass Ajita, meine erste Liebe, für immer verschwand.

Ich bin Psychoanalytiker. Mit anderen Worten: ein Deuter von Seelen und Zeichen. Man nennt mich auch Gehirnklempner,

manchmal einfach nur Scharlatan oder Hochstapler, und wirft mir vor, im Dreck zu wühlen. Wie ein auf dem Rücken liegender Mechaniker die Unterseite eines Autos abklopft, klopfe ich die Unterseiten von Geschichten ab: Phantasien, Wünsche, Lügen, Träume, Albträume – die Welt unter der Welt, die wahren Worte unter den falschen. Ich nehme die aberwitzigsten und wirrsten Dinge ernst; ich begeben mich an Orte, die die Sprache nicht erreicht oder vor denen sie haltmacht – das Unbenennbare –, und das sogar recht früh am Morgen.

Bei mir spricht das Leid, und ich höre von Schuldgefühlen und Gelüsten, die die Menschen terrorisieren, ich höre von Geheimnissen, die ein Loch in das Selbst brennen und den Körper deformieren oder gar verkrüppeln, von den Wunden der Erfahrungen, die wieder aufgerissen werden, damit die Seele gesunden kann.

Im tiefsten Inneren sind die Leute verrückter, als sie glauben möchten. Man wird feststellen, dass sie sich davor fürchten, gefressen zu werden, und dass sie über ihre Lust erschrecken, andere zu fressen. Im Laufe eines ganz gewöhnlichen Tages stellen sie sich außerdem vor, dass sie gleich explodieren oder implodieren, sich auflösen oder Opfer einer feindlichen Übernahme werden. Ihr Alltag wird von Ängsten beherrscht, die unter anderem ihren Liebesbeziehungen gelten, aber auch dem Umgang mit Kot und Urin.

Bevor all dies seinen Anfang nahm, habe ich immer Klatsch und Tratsch genossen, eine grundlegende Voraussetzung für diesen Job. Inzwischen höre ich jede Menge davon, und Tag für Tag, Jahr um Jahr strömt ein Fluss menschlichen Mülls in mich hinein. Wie viele andere Vertreter der Moderne maß auch Freud dem Abfall einen besonderen Rang zu; vielleicht war er der erste Künstler, der mit »objets trouvés« arbeitete und dem eine Bedeutung abgewann, was in den allermeisten Fällen einfach weggeworfen wird. Dem allzu Menschlichen so nahe zu kommen ist eine schmutzige Arbeit.

Inzwischen gibt es noch etwas in meinem Leben, im Grunde fast einen Inzest, und wer hätte das gedacht? Miriam, meine große

Schwester, und Henry, mein bester Freund, haben ihre Leidenschaft füreinander entdeckt. Diese erstaunliche Liaison hat unsere Leben verändert, ja regelrecht aus den Angeln gehoben.

Ich sage »erstaunlich«, weil es zwei sehr unterschiedliche Menschen sind, die man sich nie als Paar vorgestellt hätte. Er ist Theater- und Filmregisseur, ein eingefleischter Intellektueller, dessen Leidenschaft Gesprächen, Ideen und allem Neuen gilt. Sie hingegen könnte unintellektueller nicht sein, obwohl sie stets als »klug« gegolten hat. Sie kennen sich schon seit vielen Jahren; Miriam hat mich manchmal in seine Inszenierungen begleitet.

Wahrscheinlich hatte meine Schwester schon lange gehofft, dass ich sie ausführen würde, aber ich brauchte eine Weile, um das zu kapieren. Obwohl es eine Anstrengung für sie bedeutete – ihre Knie sind kaputt und können ihr wachsendes Gewicht nicht mehr tragen –, tat es Miriam gut, das Haus, die Kinder und die Nachbarn für eine Weile los zu sein. Meist war sie sowohl tief beeindruckt als auch gelangweilt. Am Theater mochte sie alles außer den Stücken. Die Pausen hatte sie am liebsten, weil es dann Alkohol, Zigaretten und frische Luft gab, und das kann ich gut verstehen: Ich habe viele lausige Inszenierungen erlebt, aber manche davon hatten großartige Pausen. Henry selbst schlief mit schöner Regelmäßigkeit innerhalb von fünfzehn Minuten nach dem Beginn eines Stückes ein, besonders, wenn der Regisseur ein Freund war; sein struppiger Kopf sank auf die Schulter seines Sitznachbarn, dem er ins Ohr gurgelte wie ein verschmutzter Bach.

Miriam wusste, dass Henry ihre Urteile nie im Leben ernst nehmen würde, doch sie ließ sich von seiner Person und von seinem pompösen Auftreten nicht ins Bockshorn jagen. Was Henry, vor allem jedoch seine Arbeit, betraf, so war es traurig, dass man ihn loben musste, bis man vor Scham errötete, weil man erst danach richtig mit ihm reden konnte. Miriam lobte allerdings selten. Wozu auch? Manchmal provozierte sie Henry sogar. Einmal, es war im Foyer nach einer Aufführung von Ibsen oder Molière, vielleicht auch nach einer Oper, erklärte sie, das Stück sei zu lang.

Allen Umstehenden stockte der Atem, bis Henry schließlich mit seiner Brummstimme aus den Tiefen seines grauen Bartes erwiderte: »Das, fürchte ich, ist haargenau die Zeit, die das Stück vom Anfang bis zum Ende braucht.«

»Tja, ich meinte ja auch nur, dass Anfang und Ende etwas näher beisammen sein könnten«, lautete Miriams Antwort.

Und jetzt läuft etwas zwischen den beiden – die viel enger sind als je zuvor.

Die Sache spielte sich ab wie folgt.

Wenn Henry nicht probt oder lehrt, kommt er mittags bei mir vorbei. So auch vor einigen Monaten, als er zuerst bei Maria klingelte. Maria, träge, freundlich, schnell schockiert, oft sogar zu Tode erschrocken – ursprünglich meine Putzfrau, doch inzwischen jemand, auf die ich mich fest verlasse –, kochte unten das Essen, das ich gern auf dem Tisch habe, wenn der letzte Patient des Vormittags gegangen ist.

Ich freue mich immer, Henry zu sehen. In seiner Gesellschaft kann ich abschalten und muss nichts Wichtiges tun. Eine Muße, der alle Analytiker stundenlang frönen, egal was sie sagen. An manchen Tagen kommt der erste Patient um sieben Uhr morgens, und der letzte geht um ein Uhr nachmittags. Danach entspanne ich, mache Notizen, esse etwas, gehe spazieren oder schlafe ein wenig, ehe ich bis zum frühen Abend wieder zuhören muss.

Ich konnte ihn schon hören, bevor ich in der Nähe der Küche war, seine Stimme dröhnte draußen vor der Hintertür. Seine Monologe sind eine Qual für Maria, die das, was die Leute erzählen, zu ihrem Unglück immer für bare Münze nimmt.

»Wenn Sie mich nur verstehen würden, Maria, und begreifen könnten, dass mein Leben eine schreckliche Demütigung ist, ein Nichts.«

»Aber das ist doch nicht wahr, Mr Richardson, ein Mann wie Sie muss ...«

»Ich versichere Ihnen: Ich krepriere an Krebs, und meine Karriere ist die komplette Katastrophe.«

(Später kam sie dann zu mir und flüsterte verängstigt: »Hat er wirklich Krebs?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Ist seine Karriere eine Katastrophe?«

»Es gibt kaum jemanden, der bedeutender wäre.«

»Warum sagt er dann so etwas? Das sind wirklich komische Vögel, diese Künstler!«

Er fuhr fort: »Maria, meine letzten beiden Inszenierungen, *Cosi* und meine Fassung von *Der Meister und Margarita* in New York, haben mich zu Tode gelangweilt. Sie waren Erfolge, ja, aber nicht schwierig genug für mich. Ich musste weder kämpfen noch das Risiko der Auslöschung eingehen. Aber genau das will ich!«

»Nein!«

»Dann schleppt mein Sohn eine Frau in meine Wohnung, schöner als Helena von Troja! Die ganze Welt hasst mich – Fremde spucken mir in den offenen Mund!«

»O nein! O nein!«

»Werfen Sie doch einen Blick in die Zeitung. Ich bin noch verhasster als Tony Blair, und das ist ein Mann, den die ganze Welt verabscheut.«

»Ja, er ist schrecklich, das sagt jeder, aber Sie haben doch keine Invasion befohlen oder erlaubt, dass in Guantanamo gefoltert wird. Man liebt Sie!«

»Ich will nicht geliebt werden. Ich will begehrt werden. Liebe bedeutet Sicherheit, aber die Lust ist riskant. ›Gebt mir im Überfluss davon...‹ Die grausame Wahrheit ist doch die: Je unfähiger man zum Sex ist, desto fähiger ist man zur Liebe, dem reinen Gefühl. Sie sind der einzige Mensch, der mich versteht. Meinen Sie, dass es zu spät für mich ist, noch schwul zu werden?«

»Ich finde nicht, dass das eine Alternative wäre, Mr Richardson. Aber sie müssen mit Dr. Khan darüber reden. Er kommt sicher gleich.«

Die Türen zu meinem kleinen Garten mit seinen drei Bäumen und der kleinen Rasenfläche standen offen. Am Tisch draußen, auf

dem Blumen standen, saß Henry mit seiner wuchtigen Wampe, auf der er bequem die Hände ablegen konnte, wenn er sich nicht gerade kratzte. Auf seinem Knie lag meine graue Katze, Marcel, die Miriam mir geschenkt hatte, eine Katze, die alles beschnüffelte und die ich immer wieder aus dem Zimmer werfen musste, in dem ich meine Patienten empfing.

Henry, der bereits eine halbe Flasche Wein geleert hatte – »Ich glaube nicht, dass Weißwein auch nur ein Quäntchen Alkohol enthält!« –, sprach mit sich selbst oder assoziierte auf dem Umweg über Maria wild herum, die sich einbildete, es wäre ein Gespräch.

Ich wusch mir in der Küche die Hände. »Ich will mich besaufen«, hörte ich ihn rufen. »Ich habe mein Leben damit vergeudet, ehrbar zu sein. Inzwischen bin ich in einem Alter, in dem sich die Frauen in meiner Nähe in Sicherheit wiegen! Der Alkohol wird mich wieder in Schwung bringen – er bringt jeden in Schwung.«

»Wirklich? Aber beim Hereinkommen haben Sie mir erzählt, dass man Sie an die Pariser Oper holen will.«

»Die nehmen doch jeden Dahergelaufenen. Maria, ich weiß, dass Sie der Kultur viel gewogener sind als ich. Sie sind Stammgast auf den billigen Plätzen, und Sie lesen jeden Morgen im Bus. Aber die Kultur besteht aus Eiscreme, Pausen, Sponsoren, Kritikern und den immer gleichen angeödeten, überkultivierten Diven, die sich wahllos alles anschauen. Zum einen gibt es die Kultur, und sie ist nichts, und zum anderen gibt es das Ödland – Sie müssen nur London verlassen oder den Fernseher einschalten, und da ist es. Hässlich, puritanisch, lüstern und dumm, mit Leuten wie Blair, die behaupten, moderne Kunst nicht zu verstehen, oder unserem zukünftigen König, Charles, dem Gearschten, der mit Vollgas in die Vergangenheit rast. Früher habe ich geglaubt, beides könnte sich überlappen, das Heilige und das Profane. Was meinen Sie dazu? Ach, Maria, spätestens, als ich mit Wasserfarben zu malen begann, wusste ich, dass alles aus und vorbei war ...«

»Immerhin müssen Sie keine Toiletten schrubben, um Ihren Le-

bensunterhalt zu verdienen. Hier, probieren Sie mal diese Tomaten. Mund weit öffnen und nicht spucken.«

»Oh, wie köstlich. Wo haben Sie die her?«

»Von Tesco. Nehmen Sie eine Serviette. Sonst sauen Sie sich den Bart ein. Sie locken ja die Fliegen an!« Sie wedelte mit der Serviette vor seiner Nase.

»Habt Dank, Mutter«, sagte er. Als ich mich setzte, hob er den Kopf. »Jamal«, rief er, »hör auf zu kichern und verrät mir: Hast du in letzter Zeit das *Symposion* gelesen?«

»Still, Sie böser Mann, lassen Sie den Doktor in Ruhe essen«, sagte Maria. »Er hat ja noch nicht einmal einen Bissen Brot im Mund.« Einen Moment lang glaubte ich, sie würde ihm einen Klaps auf die Hand geben. »Dr. Khan hat heute Vormittag schon genug Gerede gehört. Er ist so freundlich, diesen Leuten sein Ohr zu leihen, obwohl man sie eigentlich alle im Irrenhaus anketten müsste. Wie frech manche sind! Wenn ich die Tür öffne, belästigt mich jeder mit Fragen nach dem Doktor. Wo macht er Urlaub? Wo steckt seine Frau? Ich schweige wie ein Grab.«

Wir aßen. Man musste Henry zugutehalten, dass er einfach nicht den Mund halten konnte. »Wir reisen mit einer Leiche im Gepäck.« Damit meint Ibsen, dass die Toten – tote Väter, sozusagen die lebenden Toten – genauso mächtig, ja sogar noch mächtiger sind als die leibhaftigen Väter.«

»Wir bestehen aus anderen«, murmelte ich.

»Aber wie bringt man einen toten Vater um die Ecke? Und selbst dann wären die Schuldgefühle grauenhaft, oder?«

»Ich denke schon.«

Er fuhr fort: »In diesem Stück ist Ibsen ein absolut realistischer Autor. Wie soll man die Geister darstellen? Oder ist das überflüssig?« Henry griff quer über den Tisch, um sich etwas von meinem Teller zu angeln. Das tat er gern. »Diese freundliche Aggression dürfte wohl besagen«, verkündete er und hielt eine Bohne hoch, »dass sich ein Mann gern deine Frau mit dir teilen würde, richtig?«

»Völlig richtig. Nur zu.«

Falls das Reden der Geschlechtsverkehr der Bekleideten ist, dürfte sich Henry prächtig amüsiert haben. Und für mich waren diese ausufernden, theatralischen Monologe zur Mittagszeit sowohl genussvoll als auch entspannend. Henrys Überdrehtheit ließ erst nach, wenn Maria abwusch und wir gemeinsam die Sportseiten studierten oder das Spalier sanft im Wind nickender Sonnenblumen betrachteten, die mein Sohn Rafi vor der rückwärtigen Mauer meines kleinen Gartens gepflanzt hatte.

»Ich weiß, dass du während der Mittagszeit nicht arbeitest. Du isst deinen Salat, du trinkst deinen Wein, und wir reden Blödsinn, jedenfalls ich. Du diskutierst über Manchester United und darüber, wie die Spieler und Manager ticken, und dann drehst du deine Runde. Hör mir trotzdem zu.

Du weißt, dass ich das Alleinsein hasse. In der Stille drehe ich durch. Zum Glück lebt mein Sohn Sam jetzt seit einem Jahr bei mir. Als er beschlossen hat, die Begleichung von Mieten oder Rechnungen unerträglich zu finden, war das ein Durchbruch in unserer Beziehung. Dieses Gör hat eine der besten Schulbildungen erhalten, die man für das Geld seiner Mutter kaufen konnte.

Er hat während seiner ganzen Kindheit vor elektronischen Apparaten gehockt, und ich habe dir vielleicht schon erzählt, dass er sich bei diesem Trash-Sender glänzend macht und für eine Firma arbeitet, die sich auf Beiträge über plastische Chirurgie und Verstümmelungen spezialisiert hat. Wie heißt das noch – Verkehrsunfall-Fernsehen? Weißt du, was er mir neulich gesagt hat? »Die Ära der Hochkultur ist vorbei, Dad, das müsste dir doch klar sein.«

»Glaubst du ihm?«

»Junge, das war vielleicht ein heftiger Schlag, mitten in den Kern meiner Existenz. Ein Schlag gegen alles, woran ich je geglaubt habe. Wie kommt es nur, dass meine beiden Kinder die Hochkultur verabscheuen? Lisa ist eine Meisterin der Tugendhaftigkeit und lebt ausschließlich von einer Diät aus Bohnen und gefiltertem Wasser. Ich bin mir absolut sicher, dass sogar ihre Dildos ein biologisches Gütesiegel haben. Ich habe sie einmal mit ins Opernhaus geschleift,

und als wir mit einem Seufzer auf den Samt gesunken sind, schwirrte ihr der Kopf, und sie fühlte sich delirios, weil alles so nach Rokoko aussah. Ich habe mit mir gewettet, wie lange es dauert, bis sie das Wort ›elitär‹ benutzt. Sie musste in der Pause gehen. Und mein anderes Kind betet den Kitsch an!«

»Aha?«

»Immerhin ist der Junge gesund, lebenslustig und nicht so blöd, wie er einem weismachen will«, fuhr er fort. »Er ist bei mir eingezogen, und wenn seine Freundin in London ist, übernachtet sie bei uns. Aber er hat auch andere Freundinnen. Wenn wir ins Theater oder in ein Restaurant gehen, findet er noch mehr Freundinnen – direkt vor meiner Nase. Du weißt ja, dass ich mit dem Gedanken an eine Inszenierung – in ferner, unvorstellbar ferner Zukunft – des *Don Giovanni* gespielt habe. Ich liege mit Kopfhörern im Bett, im Zimmer neben dem von Sam, ich beschwöre den Don, ich versuche, ihn herbeizurufen. Sam schläft fast jede Nacht mit einem Mädchen – bei Anbruch der Nacht, mitten in der Nacht und auch am Morgen, da auf gut Glück. Ich kriege alles mit, es lässt sich nicht vermeiden, ich kann diesem hingehauchten Gestöhne nicht entkommen. Die Musik der Liebe, aber ohne den Schrecken und die überstürzten Ejakulationen, die ich als junger Mann, ja sogar noch als Mann in den besten Jahren erleben musste.

Dann, beim Frühstück, sehe ich die Mädchen und versuche, die Schreie mit den Gesichtern in Deckung zu bringen. Die eine, jene, die am häufigsten da ist, arbeitet als Autorin für Modezeitschriften und steckt ihr blondes Haar immer locker auf dem Kopf zusammen. Sie trägt Pantoffeln und einen Bademantel aus roter Seide, und jedes Mal, wenn ich gerade den Löffel in mein Ei stoßen will, fällt ihr Mantel auf. Für einen einzigen Kuss eines solchen Geschöpfes würde man doch St. Markus im Meer versenken oder hundert Vermeers verbrennen, falls es überhaupt hundert gibt. Das«, sagte er, »ist wirklich die Hölle, selbst für einen reifen Mann wie mich, der es gewohnt ist, Schläge einzustecken und danach wie ein echter Krieger der Künste weiterzukämpfen.«

»Durchaus verständlich.«

Als wäre er Analytiker und ich ein Patient, fragte er mich mit komischer Anmaßung: »Welche Gefühle weckt das in dir?«

»Ich würde mich am liebsten totlachen.«

»Um zu kapieren, was da los ist, lese ich diese Bücher, die es heutzutage gibt. Ich würde nicht im Traum daran denken, sie zu kaufen, aber die Verlage schicken sie mir, und darin geht es nur um Sex. Und zwar um perverse Abarten, mein Freund, mit Transvestiten und so weiter, mit Leuten, die sich gegenseitig bepinkeln oder militärische Kluft tragen und so tun, als wären sie serbische Freischärler oder Schlimmeres. Du glaubst ja nicht, was diese Leute da treiben. Aber tun sie das wirklich? Na, das wirst du mir bestimmt nicht geraten.«

»Sie tun das, wirklich, das tun sie«, sagte ich und lachte leise.

»O mein Gott. Was ich brauche«, sagte er, »ist ein bisschen Dope. Früher habe ich geraucht, aber ich habe aufgehört. Mit den Lastern sind auch meine Freuden verschwunden. Ich kann nicht schlafen, und ich habe die Schnauze voll von diesen Pillen. Kannst du mir nicht etwas besorgen?«

»Henry, ich muss nicht unbedingt Dealer werden – ich habe einen Beruf.«

»Weiß ich, weiß ich ... Aber ...«

Ich lächelte und sagte: »Na, los, drehen wir eine Runde.«

Wir gingen gemeinsam die Straße hinauf, er einen Kopf größer als ich und dreimal so breit. Mit meinen rasselkurz geschnittenen Haaren, dem Sakko und dem Hemd sah ich aus wie ein braver Angestellter. Henry schlurfte im schlabberigen T-Shirt dahin. Er wirkte stets, als wäre alles an ihm lose und locker. Unterwegs schien er seine Einzelteile zu verlieren. Er trug keine Socken in den Schuhen und heute ausnahmsweise keine Shorts. Mit den Büchern unter den Armen – bosnische Romane, die Tagebücher polnischer Theaterregisseure, amerikanische Lyriker und Zeitungen, die er in der Holland Park Avenue gekauft hatte, *Le Monde*, *Corriere della Sera*, *El Pais* – kehrte er zu seiner Wohnung am Fluss zurück.

Henry, der seine eigene Atmosphäre mit sich herumtrug, wucherte sich durch sein Viertel, als wäre es ein Dorf – er war in einem Weiler in Suffolk aufgewachsen –, rief quer über die Straße immer wieder Leuten etwas zu und stellte sich oft zu ihnen, um über Politik und Kunst zu diskutieren. Das Problem, dass in London offenbar kaum noch jemand flüssig Englisch sprach, löste er, indem er die jeweiligen Sprachen lernte. »In diesem Viertel kommt man nur noch zurecht, wenn man Polnisch kann«, verkündete er kürzlich. Er sprach auch genug Bosnisch, Tschechisch und Portugiesisch, um sich ohne Gebrüll in den Geschäften und Bars verständlich machen zu können, und außerdem beherrschte er noch einige andere europäische Sprachen, sodass er sich in seiner eigenen Stadt bewegen konnte, ohne sich ausgegrenzt zu fühlen.

Ich habe mein ganzes Erwachsenenleben auf der gleichen Seite des *A to Z* verbracht. In der Mittagszeit laufe ich wie alle anderen Arbeitstätigen zweimal um die Tennisplätze. Ich habe einmal gehört, wie jemand diese Gegend zwischen Hammersmith und Shepherd's Bush als »einen von Elend umringten Kreisverkehr« beschrieb. Ein anderer schlug Bogotá als Partnerstadt vor; Henry bezeichnete die Gegend als »großartige nahöstliche Stadt«. Mit Sicherheit ist es dort immer »eisig« gewesen: Im siebzehnten Jahrhundert wurden die Leichen derer, die man in Tyburn, bei Marble Arch, gehängt hatte, nach Shepherd's Bush Green gebracht und dort zur Schau gestellt.

Inzwischen war die Gegend eine Mischung aus ziemlich reichen und armen Leuten, diese meist frisch eingetroffene Immigranten aus Polen und dem muslimischen Afrika. Die Wohlhabenden lebten in fünfstöckigen Häusern, die noch schmaler wirkten als die georgianischen Häuser in North London. Die Armen lebten in den gleichen Häusern, nur dass man diese in Einzelzimmer aufgeteilt hatte, und sie stellten Turnschuhe und Milch auf die Fensterbank.

Die neuen Immigranten, die ihren Besitz in Plastiktüten mit sich führten, schliefen oft im Park, und nachts durchstöberten sie gemeinsam mit den Füchsen die Mülleimer nach Essen. Alkoholiker

und Spinner stritten und bettelten ständig auf der Straße. An den Ecken warteten Drogendealer auf Fahrrädern. Es eröffneten immer mehr Delis, Grundstücksmakler, Restaurants und außerdem Schönheitsstudios, für mich ein positives Signal, das darauf hindeutete, dass die Preise für Häuser stiegen.

Wenn ich etwas mehr Zeit hatte, ging ich bis zum Shepherd's Bush Market. Dort parkten reihenweise Autos mit Chauffeur neben der Goldhawk Road Station. Nahöstliche Frauen im Hijab kauften auf diesem Markt ein, wo man dicke Rollen bunter Stoffe, Krokodillederschuhe, kratzige Unterwäsche und Schmuck, raubkopierte CDs und DVDs, Papageien und Koffer sowie dreidimensionale Bilder von Mekka und von Jesus kaufen konnte. (In der alten Stadt Marrakesch fragte man mich einmal, ob ich je etwas Vergleichbares gesehen hätte. Ich konnte nur erwidern, dass ich den ganzen weiten Weg gekommen war, nur um an den Shepherd's Bush Market erinnert zu werden.)

In der Goldhawk Road konnte niemand wirklich glücklich sein, doch in der zehn Minuten entfernten Uxbrige Road sah die Sache anders aus. Dort, am vorderen Ende des Marktes, kaufte ich immer eine Falafel und trat dann auf eine dieser breiten Straßen Westlondons, in der die Läden Leuten aus der Karibik, aus Polen, Kaschmir und Somalia gehörten. Gleich neben der Polizeiwache stand die Moschee, wo man durch die offene Tür Spalier von Schuhen und betenden Männern sehen konnte. Dahinter befand sich das Fußballstadion der Queen's Park Rangers, wo Rafi und ich uns gelegentlich Spiele anschauten, aber meist enttäuscht wurden. Einer der Läden war kürzlich beschossen worden, und vor nicht allzu langer Zeit wurde Josephine von einem vorbeiradelnden Jungen das Handy entrissen. Davon abgesehen war das Viertel allerdings bemerkenswert ruhig, wenn auch sehr betriebsam, denn die meisten Leute waren emsig mit Pläneschmieden und Verkaufen beschäftigt. Dass es nicht mehr Gewalt gab, erstaunte mich, weil die Mischung der Menschen durchaus Zündstoff bot.

Mein bislang unerfüllter Wunsch war es, im ärmsten und eth-

nisch buntesten Teil der Stadt ein luxuriöses Leben zu führen. Jedes Mal, wenn ich dort spazieren ging, bekam ich gute Laune. Das hier war ja kein Ghetto; die Ghettos waren Belgravia, Knightsbridge und Teile von Notting Hill. Nein, das hier war London als Weltstadt.

Bevor sich unsere Wege trennten, sagte Henry: »Du weißt ja, Jamal – wenn man als Schauspieler auf die Bühne kommt und nicht aufgeregt, sondern nur angeödet ist, dann ist das eine Katastrophe. Dann wäre man gern anderswo, aber man muss ja noch die Szene mit dem Sturm hinter sich bringen. Die Worte und die Gesten sind hohl, und wie soll man das vertuschen? Ich muss dir etwas beichten, obwohl es mir schwerfällt und mir ziemlich peinlich ist: Ich hatte reichlich One-Night-Stands – fremde Körper sind einfach toll, oder? –, aber ich habe seit fünf Jahren nicht mehr wirklich mit einer Frau geschlafen.«

»Wie? Länger nicht? Die Lust wird sich wieder einstellen, das weißt du.«

»Nein, der Zug ist abgefahren. Wenn ein Mensch nicht mehr zur Liebe und zum Sex imstande ist, kann er auch nicht mehr leben. Stimmt doch, oder? Ich stinke schon nach Tod.«

»Das ist der Duft deines Mittagessens. Dein Appetit ist längst wieder da. Darum bist du auch so rastlos.«

»Wenn das nicht stimmt, trete ich ab«, sagte er und zog einen Finger über seine Kehle. »Das ist keine Drohung, sondern ein Versprechen.«

»Ich schaue mal, was ich tun kann«, erwiderte ich, »in beider Hinsicht.«

»Du bist ein echter Freund.«

»Überlass das Entertainment mir.«